

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 63 (1980)
Heft: 5

Artikel: Der fremde Gott vernichtet die Kultur
Autor: Jean-Baptiste, E.N.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freidenker

Monatsschrift der
Freidenker-Vereinigung
der Schweiz

Nr. 5 63. Jahrgang
Mai 1980

Der fremde Gott vernichtet die Kultur

Im Tages-Anzeiger-Magazin (TAM) Nr.49 vom 8. Dezember 1979 war ein Artikel von E.N.L. Jean-Baptiste über die Mission der christlichen Kirchen erschienen. Jean-Baptiste, der in Westindien geboren und aufgewachsen ist, dort von Jesuiten seine erste Schulbildung erhielt, später in England und Frankreich studierte und heute als Lehrer und Schriftsteller in Herisau lebt, kritisierte in diesem Artikel die Arbeit der Missionare und betonte gar deren kulturzerstörerische Wirkung.

Im «Freidenker» sollen nun im folgenden Auszüge aus dem Referat von Jean-Baptiste erscheinen, denn es ist unbedingt nötig, sich mit der Missionsarbeit der christlichen Kirchen auseinanderzusetzen.

Gleich zu Beginn möchte ich etwas Wichtiges klarstellen: ich glaube nicht an Gott. Nun, da dies gesagt ist, wird für Sie klar sein, wie ich zu den Missionaren, zu ihrer Arbeit und zu ihrer Welt stehe. Diese Einstellung soll aber nicht ausdrücken, dass ich die erreichten Resultate, die die Missionsarbeit mit sich bringt, leugne. Meine kritische, manchmal sogar feindliche Haltung bezieht sich auf die Hintergründe, die dieser Arbeit zugrunde liegen.

Was ich sagen will, ist folgendes: Auch wenn die Missionsarbeit in der sogenannten «Dritten Welt» verschiedene positive Aspekte hat, so können doch ihre Beweggründe falsch und betrügerisch sein. Bewusst oder unbewusst bringt der Missionar unter dem Deckmantel der Religion ganz einfach seine kulturellen Gewohnheiten mit, die andere kulturelle Gewohnheiten überdecken. Anstatt von Missionsarbeit zu sprechen, ziehe ich es vor, von Kulturübertragung zu sprechen, und hier nämlich geschieht das Unheil.

Mit dem Wort «Unheil» komme ich zu den zwei wichtigsten Punkten, die ich behandeln will: die Ausfuhr von Religion, das heisst der Export von Kultur und das Wesen der Leute, die diese ausführen. Was den zweiten Punkt be-

trifft, so habe ich mich oft gefragt, ob nicht die Eingeborenen selbst die besten Missionare für ihr Land wären. Oder sollten nicht die Missionare,

Sie lesen in dieser Nummer

Interessantes
aus Finnland

Die Redaktion
in eigener Sache

Delegiertenversammlung
der FVS

Nous, libres penseurs

Päpstliche Toleranz?

wenn sie schon aus einem anderen Kulturkreis stammen müssen, zuerst sich selber missionieren, bevor sie eine Berechtigung haben, zu fremden Völkern zu gehen? Ich bin davon überzeugt, dass Europa die Missionsarbeit bedeutend nötiger hätte als die Länder der Dritten Welt. Das Phänomen der Sklaverei ist ein Beispiel in der Ge-

schichte Europas, das verständlich macht, was ich zu sagen versuche.

Dazu muss man die industrielle Revolution im England des 18. Jahrhunderts studieren. Das Ergebnis der industriellen Revolution war, sehr grob dargestellt, dass die Macht auf allen Ebenen (ökonomisch, politisch) von den landbesitzenden Klassen auf das sich erhebende Bürgertum überging (das Wort Bürgertum wird hier neutral verwendet — es meint einfach Mittelstand). Seither ist es ausschliesslich diese Klasse, welche die Ministerpräsidenten stellt. Auch in der Kunst war es diese Klasse, die sämtliche Schriftsteller, Maler, Philosophen usw. hervorbrachte.

Das Bürgertum verdrängte die Adligen als Führungsschicht und prägte das Land mit seinen Ansichten, Gedanken und Glaubensbekenntnissen: totale wirtschaftliche Skrupellosigkeit, überlagert von einer seltsamen religiösen Rechtschaffenheit.

Für ihre Erziehung sorgte eine berühmte viktorianische Institution, das Internat. Diese Einrichtung, die geschaffen wurde, um die Söhne des Mittelstandes zu erziehen, versorgte England mit Führern, Beamten und Soldaten, die in die Kolonien geschickt wurden. Bis heute haben sich die Dinge kaum verändert, ausser dass es keine Kolonien mehr gibt. Nebenbei gesagt: Es ist wichtig zu sehen, dass ein enger Zusammenhang zwischen Niedergang der Produktionskapazität Englands und dem Verlust seiner Kolonien besteht. Die industrielle Revolution machte England zu einer Besatzungsmacht, die weitentlegene Länder von

Beamten verwalten liess. Mit dem Abflauen des Kolonisationsbooms beschränkten sich die Briten darauf, so viele Rohstoffe als möglich aus den beherrschten Ländern zu ziehen. Die Gewohnheit jedoch, Führer hervorzu- bringen, verhinderte, dass die Engländer selber produzieren lernten. Mit der Zeit drohte ihnen die Konkurrenz anderer Nationen, zum Beispiel der BRD und Japans, aber sie waren nicht in der Lage, das produktive Potential aufrechtzuerhalten.

Sie hatten nie gelernt, zu arbeiten und waren Parasiten geworden. Nutznie- ser der Arbeit und der natürlichen Res- sourcen anderer.

Noch eine andere Klasse ging aus der industriellen Revolution hervor: die der Fabrikarbeiter. Die Leute, die dieser Klasse angehörten, waren Sklaven in jeder Beziehung, und sie wurden von ihren Vorgesetzten als eine Art Nicht- Menschen behandelt. Es gibt genü- gend Belege in historischen Texten und besonders in der zeitgenössischen Literatur, die zeigen, dass die englische Arbeiterklasse wie Wesen von einem anderen Planeten behandelt wurde: eine schmutzige, vulgäre, nicht bildungsfähige, von Geburt an andere Gattung als ihre Vorgesetzten.

Als sich die Herrschenden auf die Poli- tik der Sklaverei einliessen und auf eine andere Rasse und bei ihren Eroberungen auf eine andere Kultur sties- sen, übertrugen sie die Wörter, Aus- drücke und Beschreibungen, die sie bisher für die Arbeiterklasse ge- braucht hatten, sofort auf die neuen Leute. Diese Ausdrücke waren nicht erfunden worden, um sie auf die neue Rasse und auf die neue Kultur anzu- wenden; sie wurden nur den veränderten Umständen angepasst und erwei- tert. Meine Frage nun: Wie kommt einer dazu, zu glauben, er verstehe das Phänomen der Sklaverei, ohne vorher die Kultur und die Leute zu kennen, die andere versklavten? Darauf wollte ich hinaus, als ich sagte, Missionsarbeit sollte zuerst beim Missionar selbst und erst dann bei anderen Menschen stattfinden.

Dies ist verknüpft mit dem ersten Punkt, den ich ansprach und den ich für entscheidend halte. Der Export eines nationalen Glaubens ist verbun- den mit dem entsprechenden sozialen, politischen und kulturellen Glaubens-

bekenntnis. Unter Kultur verstehe ich die bestehenden Lebensgewohnhei- ten. So ist die gegenwärtige europäi- sche Kultur als industrielle, wissenschaftlich-technologische Kul- tur charakterisiert, so wie diese Kultur einst eine feudalistische war.

Das Unheil, von dem ich oben sprach, wird nun offensichtlich — vor allem dann, wenn man sich vor Augen hält, dass der Missionar nur im Kontext sei- ner sozialen Umwelt und seiner Zeit verstanden werden kann.

Tatsächlich wird er dadurch zu einem Fremdkörper in einer Kultur, die nicht die seine ist, auch wenn er dies seines Glaubens wegen nicht wahrhaben kann.

Stellen Sie sich nun jemanden vor, der nach Afrika geht, wo es eine Kultur gibt, — was Sie auch immer von ihr halten mögen. Dieser Jemand sagt nun, er bringe einen neuen Glauben, einen neuen Gott. Er geht so weit, zu sa- gen: der Gott, zu dem ihr bisher gebe- tet und dem ihr gedient habt, ist tat- sächlich gar kein Gott. Ihr schwelgt im Heidenum. Er sagt, sein Gott sei der einzige, mächtiger als alle anderen Götter. Das ist an sich schon eine Arro- ganz, die ihresgleichen sucht. Aber es ist noch etwas anderes. Diese Fest- stellung bedingt die Herabsetzung des einheimischen Gottes und provoziert eher Ablehnung und Verdrängung, als dass es die Assimilation und Einglie- derung förderte. Der neue Gott erhält Vorrang; der Eingeborenengott wird als Aberglaube abgetan und schliess- lich als nicht-existent erklärt. Mit dem neuen Gott bringt der Missionar auch das Drum und Dran seiner eigenen Kul- tur mit. Hat der Eingeborene einmal die neue Religion akzeptiert, dann sieht er sich auch gezwungen, den ganzen kulturellen Hintergrund, den der Missionar mit sich bringt, zu akzep- tieren.

Mit anderen Worten: der Eingeborene ist nicht mehr Herr im Haus. Dies ist das Unheil: die neue Religion wird nicht assimiliert, sondern verdrängt ih- rerseits die alte völlig.

Es versteht sich von selbst, dass der Missionar nicht alleine kommt. Er bringt Politiker, das heisst Kolonisato- ren aus seinem eigenen Land mit. Und weil die neue Religion den industri- ellen Hintergrund der Kolonisatoren dar- stellt, ist die Forderung der Anerken-

nung des neuen Gottes gleichzusetzen mit der Forderung an den Eingebore- nen, die sozialen und politischen Auf- lagen anzuerkennen. Sobald er an den neuen Gott glaubt, hat er seine eigene Kultur als minderwertig akzeptiert.

Der Missionar, was auch immer er zu tun gedenkt, steht in Wirklichkeit im Dienste der Politiker und verkündet streng genommen nicht das Wort Got- tes.

Er betrügt sich und die Eingeborenen. Schlimmer noch, in allem was er tut, versucht er den Lebensstil seines Hei- matlandes in seiner Gesamtheit nahe- zubringen, obwohl dieser Lebensstil je- nem Glauben angemessen ist, den er vertritt. Die Verwirrung ist nahezu voll- ständig. Die Anerkennung des neuen Gottes kommt der Anerkennung der gesamten Lebensweise des Missio- nars gleich, seiner Sehnsüchte und Wünsche. Diese Anerkennung gilt auf allen Ebenen, auf der ökonomischen, politischen, sozialen und bildungspoli- tischen. Dennoch wird aus einem Schwarzen nie ein Weissler werden, auch wenn er die fremde Religion noch so stark annimmt. Das versichern Ih- nen zumindest viele Missionare — als wäre die neue Religion ein Waschmit- tel, das die Pigmentierung des Afrika- ners wegwaschen könnte.

Meine zwei Hauptpunkte sind also fol- gende: Die Arroganz, in ein Land zu ge- hen in der Überzeugung, dass alles, was man mitbringt, besser sei als das, was man dort vorfindet. Zweitens, dass der Missionar, will er ernst ge- nommen werden, auf allen Ebenen eine völlig integrative Erneuerung an- reissen und durchsetzen muss.

Aber möglicherweise habe ich von ei- ner Zeit gesprochen, die vorbei ist. Ich glaube, dass Missionsarbeit heute ein Anachronismus ist. Was die soge- nannte Dritte Welt will, ist ein Pro- gramm für soziale und ökonomische Veränderung. Falls sie das Christen- tum akzeptiert, ist sie fast dazu ge- zwungen, auch den Kapitalismus mit all seinen Begleiterscheinungen zu ak- zeptieren: Begleiterscheinungen wie Apartheid in ihren mehr oder weniger gut sichtbaren Formen. Denn erst der Kapitalismus ermöglicht es dem Mis- sionar, in eroberte Länder zu gehen, und er ist es auch, der den Lebensstil des Missionars zu dem macht, was er ist.

Missionare brauchen fundierte Kenntnisse von der Sprache und den Lebensgewohnheiten der Leute, bei denen sie arbeiten wollen. Was verkündet wird, soll in der Sprache der Einheimischen verkündet werden, nicht in derjenigen des Missionars. Wie wir alle wissen, ist die Sprache für diejenigen, die sie sprechen, ein Mittel, um Verhaltensweisen, Umgangsformen, Gewohnheiten auszudrücken.

Wörter sind Zeichen für Dinge, die sie beschreiben, und diese Zeichen haben ihren Hintergrund, sie markieren zum Beispiel Milieu, sozialen Rang, Bildung usw.

Der Missionar läuft zwangsläufig, wenn er seine eigene Sprache in einem neuen Kulturraum spricht, Gefahr, missverstanden zu werden.

Es gibt immer noch Missionare, die wie früher einen bestimmten Wortschatz mitbringen — das Vokabular für Gespräche über Gott und religiöse Rituale. Es vermittelt dem Eingeborenen nur eine Ahnung von der fremden Kultur, während es seine eigene aufbricht und zerstört. Schliesslich wenden sich die Vertreter der fremden Religion von den Eingeborenen ab und werfen diesen vor, auf einer bestimmten Stufe stehengeblieben zu sein. Die Arbeit der Missionare ist eng mit der Arbeit der Politiker verknüpft (heute zwar in geringerem Masse als früher, aber immer noch eng) und manchmal nicht voneinander zu unterscheiden. Beide halten das, was sie mitbringen, für besser, als das, was sie vorfinden.

Beide sehen im Eingeborenen etwas, was erzogen werden und was von allem Schlechten und Unzivilisierten befreit werden muss. Beide sprechen dieselbe Sprache mit denselben vorgefassten Meinungen und teilen also dieselben Vorurteile. Es ist verhängnisvoll, in einem solchen Geist zu lehren, und unmöglich ist es, unter diesen Voraussetzungen nicht als Feind betrachtet zu werden (wenn auch nur versteckt). Erheben sich die Schwarzen gegen die politischen und wirtschaftlichen Unterdrücker, dann erheben sie sich vielleicht auch gegen die Missionare, denn deren natürliche Verbündete sind selbstverständlich jene mit dem gleichen kulturellen Hintergrund, nämlich die herrschenden Politiker.

Selten standen Missionare im Kampf der Dritten Welt um Unabhängigkeit und Gerechtigkeit auf der Seite der Eingeborenen. Das kann nicht verwundern, sind doch Leben und Lebensunterhalt der Missionare von der Gunst der Politiker abhängig.

Die Missionare sind verloren, sobald ihre Aktivitäten nicht mehr den Vorstellungen der Politiker entsprechen. Der Missionar, der dem Schein nach Gott dient, vertritt in Wirklichkeit sein Land. Er ist sich nie ganz bewusst, dass das, was seine Illusion, nur Gott zu dienen, zerstört, eine Konfrontation ist zwischen den Eingeborenen, denen er seine Zeit und Arbeit widmet, und jenen, die er für seine «Freunde und Verwandten» hält. Ein Grund für die paradoxe Lage der Dinge ist, so scheint mir, dass seine Religion, seine Art, sie zu praktizieren, in seine Sprache eingebettet und damit sowohl Religion als auch Ideologie sind. Und obwohl der Missionar vom Eingeborenen fordert,

seine Religion und seine Sprache, seine Ideologie also, zu akzeptieren, gibt er ihm doch keine Möglichkeit, sich voll zu integrieren. Es gibt in keinem Moment einen Austausch unter Gleichberechtigten.

Mit welchen Voraussetzungen verlässt der Missionar sein Heimatland, wenn er zu einer anderen Rasse geht, die ihren Alltag anders bewältigt? Ob er erfolgreich ist und ob er sich der Heuchelei entziehen kann, hängt davon ab, inwieweit es ihm durch seine Persönlichkeit oder durch seine Erziehung gelungen ist, die Kultur, die er im fremden Land repräsentiert, zu entmythologisieren. Wie ich bereits gesagt habe, kann ich persönlich das Anliegen der Missionare nicht begreifen, doch wenn es schon solche Leute geben muss, dann ist unerlässlich, dass sie zuerst sich selbst zum Gegenstand der Mission machen, bevor sie bei anderen missionieren.

E.N.L. Jean-Baptiste

Interessantes aus Finnland

Nur sechs Prozent zahlen keine Kultussteuer

Freies und undogmatisches Denken ist international. Doch trotz dieser Tatsache pflegen die schweizerischen Freidenker vor allem Kontakte mit den Gesinnungsfreunden aus der Bundesrepublik Deutschland und aus Österreich — was namentlich an den alljährlichen Bodenseetreffen zum Ausdruck kommt — sowie mit den Gesinnungsfreunden aus Frankreich und aus Italien. Nun ist es wohl verständlich, dass die schweizerischen Freidenker — Bürger eines kleinen Staates im Herzen Europas — in erster Linie auf den fruchtbaren Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Leuten aus ihren Nachbarstaaten angewiesen sind, doch Freidenkerorganisationen gibt es auch in anderen Ländern. Beispielsweise in Grossbritannien, in den USA, in Indien, in den osteuropäischen Ländern. So auch in Finnland. Und gerade weil diese Freidenkerorganisationen aus sprachlichen und geographischen Gründen weniger bekannt sind, gilt es, sie bekanntzumachen.

Der folgende Beitrag wird die Gesinnungsfreunde aus dem Lande der Mitternachtssonne vorstellen. Unter der

Leitung von Frau Dr. Madalyn Murray O'Hair besuchte im August 1979 eine Abordnung der «Amerikanischen Atheisten-Vereinigung» und des «Amerikanischen Atheistischen Zentrums» die finnische Organisation VAPAA AJATTELIJA (Freies Denken). Der Bericht wurde in der Monatsschrift «American Atheist» vom November 1979 veröffentlicht. (Anschrift: P.O. Box 2117, Austin, Texas 78768, USA)

Die Vapaa Ajatteliija, welche offen eine atheistische Richtung vertritt, entstand aus dem Zusammenschluss von verschiedenen kleinen lokalen Freidenkergruppen, welche ihrerseits aus der Gewerkschaftsbewegung hervorgegangen sind. Die älteste dieser Gruppen, diejenige aus der Stadt Kotka, konnte 1978 ihr 50jähriges Jubiläum begehen. Unsere finnischen Gesinnungsfreunde hatten also als Initianten keinen eigentlichen «grossen Führer» wie Robert Ingersoll in den USA oder Charles Bradlaugh in England. Der Grossvater ihres gegenwärtigen Sekretärs Erkki Hartikainen ver-